

Zum letzten Mal daheim

Rudolf Klaffenböck erinnert an den Papstbesuch in Bayern

Ein geschichtsträchtiges Datum. Und wer dabei sein wollte, damals am 11. September vor zehn Jahren, musste ab drei Uhr früh am Kapellplatz zu Altötting anstehen, so hochsicherheits- und medienwirksam war der Besuch Benedikts XVI. in seiner bayerischen Heimat inszeniert worden. Mit Hubschrauberanflug, Ministerpräsident, Sicherheitshundertschaften, mit schwebenden Kameras wie bei Sportveranstaltungen war der berühmteste Pilgerort Bayerns in ein Stadion für 35 000 Gläubige verwandelt worden. Sogar die Kanaldeckel waren zugeschweißt, und nur die Schwarze Madonna, die einmal rund um den Platz getragen wurde, behielt ihre innige Haltung.

Festgehalten hat diesen Tag, noch mit analoger Technik und in gewohnt stillen, aber nachdrücklichen Schwarzweißbildern, der Passauer Fotokünstler Rudolf Klaffenböck. Sein schmaler Band „Papstbesuch“ versammelt achtzig Aufnahmen von den Besuchsorten Altötting und Markt am Inn, dem Geburtsort Benedikt XVI. Das Buch dient als Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung, die morgen in Altötting eröffnet wird und die bis 31. Oktober in der Neuen Schatzkammer und im Wallfahrtsmuseum zu sehen sein wird. Altötting mit seiner Gnadenkapelle, ein Zentrum der Marienverehrung, nennt der zurückgetretene Papst in seinem neuen Buch (siehe Besprechung unten) den für ihn wichtigsten spirituellen Ort. (hhm)



11. September 2006 in Altötting: Blick in den Teil des Pressezentrens, der Papstbeobachtern mit Vatikan-Akkreditierung vorbehalten war

Foto Rudolf Klaffenböck

Der Blick des Christen geht immer in die Zukunft

Der Titel könnte makaber wirken. Die „Letzten Gespräche“, das vierte Buch aus Interviews von Peter Seewald mit Joseph Ratzinger, erscheinen schließlich zu Lebzeiten des emeritierten Papstes. Aber unangemessen ist der Titel nicht. Benedikt XVI. tritt uns nicht als ein Mensch entgegen, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Aber sein Leben ist in die Phase der letzten Konzentration eingetreten, geht auf in Vorbereitung auf den Tod.

In einfachsten Worten schildert uns Benedikt die täglichen Verrichtungen eines auf einem Auge erblindeten Greises. Der äußere Radius seiner einst den Erdkreis umspannenden Tätigkeit ist auf eine Wohngemeinschaft im Vatikan geschrumpft, eine Art Klosterzelle. Er schreibt noch, aber keine Bücher mehr, sondern nur noch Predigten für den gleichsam privaten Gebrauch in der Sonntagsmesse vor den Mitbewohnern.

Seewald hat in die Gesprächsprotokolle auch knappe Notizen über nonverbale Regungen seines Gesprächspartners aufgenommen. Dieser firmiert stets als Papst. Das kann irritieren. Benedikts Nachfolger Franziskus hat ihm Papstnamen und -titel im Sinne einer Ehrenbeziehung belassen. Aber wenn der frühere Papst sich wozu auch immer äußert, spricht er nicht mehr als Papst; sein Sekretär hat sich in diesem Zusammenhang gelegentlich in verwirrender Weise eingelassen. Andererseits spricht aus Benedikts persönlichen Mitteilungen seine Auffassung vom Papstamt, und anhand von Gelegenheiten, die jeder Mensch mit sich selbst ausmachen muss, kann vielleicht ganz besonders deutlich werden, wie die Nachfolger des Petrus ihr Amt verstanden haben.

Wie Benedikt berichtet, beschäftigte ihn beim Nachdenken über seinen Rücktrittsplan die Frage, ob er mit dem präze-

Benedikt XVI., der zurückgetretene Papst, gibt in Interviews mit dem Journalisten Peter Seewald noch einmal Auskunft über sein Pontifikat, die Gründe für den Rücktritt, seine Begeisterung für Adenauer – und wie er sich auf seine letzte Begegnung vorbereitet.

denzlosen Schritt einer „funktionalistischen“ Umdefinition des Papsttums Vorschub leisten würde. Es wäre eine Ironie der Kirchengeschichte, wenn ausgerechnet Ratzinger, der Kritiker der Selbstsäkularisierung der Funktionskirche, dafür sorgen sollte, dass aus dem Diener der Diener Gottes ein Beamter mit Pensionsberechtigung werden würde. Es ist nicht auszuschließen, dass es entgegen Benedikts Absicht dazu kommt.

Die Diskrepanz zwischen Intentionen und Konsequenzen ist in der Kirche besonders groß, weil die Stabilisierung der Institution durch kontrafaktisches Beharren auf der Normgeltung, die es in jeder Organisation gibt, hier auf der Annahme eines übernatürlichen Fundaments ruht und die Adressaten der kirchlichen Botschaft außerhalb wie innerhalb des Apparats die Personen in ihrer Eigenschaft als Personen sind. Leopold von Ranke konnte die Geschichte der Institution des Papsttums als Geschichte der aufeinanderfolgenden Päpste schreiben, im ironischen Modus.

Über Pius IV., der 1559 mit sechzig Jahren zum Papst gewählt wurde, erzählt Ranke, er sei nach der Genesung von einer als lebensgefährlich eingeschätzten Krankheit aufs Pferd gesprungen, zu dem von ihm als Kardinal bewohnten Palazzo geritten und dort treppauf und treppab gelaufen: „Nein, Nein!“ ruft er, „Wir wollen noch nicht sterben!“ Benedikt demonstriert eine entgegen gesetzte Haltung, wenn er Einblick in den Inhalt seiner täglichen Meditationen gewährt. „Dass ich immer wieder daran denke, dass es zu Ende geht. Das Wichtige ist eigentlich nicht, dass ich mir das vorstelle, sondern dass ich in dem Bewusstsein lebe, das ganze Leben geht auf eine Begegnung zu.“ Im Tod, so seine Hoffnung, muss sich die Wahrheit enthüllen, in deren Dienst er sein Leben gestellt hat.

Das Leben des Menschen läuft zu auf die Begegnung mit dem lebendigen Gott: In dieser Überzeugung tritt der eschatologische Gehalt der christlichen Botschaft hervor. Vor diesen Horizont muss man auch eine zeithistorische Aussage des 1927 geborenen Altpapstes zur Stimmungslage der unmittelbaren Nachkriegszeit stellen. Er bejaht die Frage des Interviewers, ob die Erfahrung der gottlosen Diktatur Hitlers sein Wirken grundlegend

geprägt habe, und muss dann erklären, warum das Dritte Reich nur selten Thema in seinen Schriften ist: „Nun, der Blick geht immer in die Zukunft.“ Das sagt der Theologe, der im Gespräch mit dem heiligen Augustinus sein Verhältnis zur modernen Philosophie klärte, dessen am Votum des Zweitgutachters beinahe gescheiterte Habilitation die Geschichtstheologie des heiligen Bonaventura behandelt und der im Bemühen um das rechte Verständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils eine Hermeneutik des Bruchs bekämpfte.

Der Blick des Christen geht immer in die Zukunft, in jeder Epoche. Das bedeutet in Benedikts Augen aber auch, dass man sich davor hüten muss, die christlichen Politiker unter den Gründern der westdeutschen Republik als Agenten einer aus dem Willen zur Verdrängung geborenen Restauration hinzustellen. Zehn Jahre nach dem Inkrafttreten des Grundgesetzes wurde Ratzinger an die Universität der Bundeshauptstadt berufen. Er kam an einen Ort, wo noch „alles im Anfang“ war. „Die Bundesrepublik war noch jung, und in diesem Sinne war auch das Leben an einem Anfangspunkt.“ Der Neunundachtzigjährige legt ein politisches Bekenntnis ab: „Ich bin nach wie vor ein überzeugter Adenauerianer.“

Frappant ist die Begründung: Mit der SPD der Einheit Deutschlands den Vorrang vor der Freiheit zu geben „hätte bedeutet, dass es irgendwann wahrscheinlich Krieg gegeben hätte“. Dass Adenauer einen Krieg in Kauf nehme, hielten seine Gegner ihm vor, darunter viele Christen. Der Professor, an dessen Bad Godesberger Wohnung die Dienstlimousine des Kanzlers täglich vorbeikam, erkannte in Adenauers Politik eine Wirkung der christlichen Hoffnung, dass der gegebene Weltzustand nicht der letzte ist. PATRICK BAHNERS

Im Frühjahr 2016 schicken kamerunische Häuptlinge ein Schreiben an die Direktion des Musée du Quai Branly. Sie fordern darin, dass Angehörige des Volks der Bamileke freien Eintritt in das vor zehn Jahren eröffnete Museum afrikanischer und ozeanischer Kunst erhalten. Es sei nicht einzusehen, warum Bamileke dafür bezahlen sollten, die dort ausgestellten drei Werke ihrer Vorfahren zu betrachten. Da man in Paris nicht reagiert, folgt einige Monate später ein zweites Schreiben: Sollte es mit dem freien Eintritt nichts werden, sei man gewillt, bei der Unesco einen Antrag auf Restitution der drei Werke des bamilekischen Kulturerbes zu stellen. Das Stichwort „Restitution“ und der Verweis auf die internationale Kulturinstitution weckt die Museumsleitung. Bevor die Sache verwickelt wird, gewährt man den Bamileken im Frühjahr 2017 lieber freien Eintritt.

Jetzt haben die Kameruner gemerkt, dass die Franzosen einem Problem aus dem Weg gehen wollen. Also fordern sie zuerst, dass auch Wanderausstellungen für die Angehörigen der Nationen, aus denen die gezeigten Kunstwerke stammen, freizugänglich sein sollen. Etwas später kommt noch die Forderung nach kostenlosen Visa hinzu, und die französischen Kulturbeamten sind zunehmend entnervt. Die Angelegenheit kommt nun sogar vor Gremien der Europäischen Union, wo man sie wieder an die Mitgliedstaaten zurückverweist. Die nun auch schon genervten Italiener verfallen darauf, für ihre Landsleute den freien Zutritt zum Louvre zu verlangen, wo ja schließlich nicht wenig Kunst ihrer Vorfahren hänge. Die Kameruner legen mit der Forderung nach, als Ausgleich des in Europa gezeigten afrikanischen Menschheitsbesitzes Bestände aus europäischen Kunstsammlungen in Afrika zu präsentieren. Und im Frühjahr 2019 ist es dann so weit, Frankreich zerschlägt den verwickelten Knoten und fordert freien Eintritt für jedermann für alle kulturellen Orte.

So geht die Fabel, die der französische Autor Arno Bertina erzählt. Es ist eine Geschichte über die kaum auflösbare Schwierigkeit, den allen hochgestochenen Grundsätzen politisch korrekter musealer Präsentation gehorchenden Umgang mit dem Erbe kolonialer Vergangenheit zu finden. Deshalb ist das Musée du Quai Branly, seit kurzem auch nach seinem Initiator Jacques Chirac benannt (F.A.Z. vom 15. Juni), der naheliegende Auslöser. Die Ausweitung auf alle Kunstmuseen, welche die Geschichte vornimmt, ist dabei nicht ohne Witz, besonders viel Mühe macht sich der Autor bei ihrer Ausgestaltung allerdings nicht.

Dafür hat die Berliner Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy ein bündiges Nachwort beigezeichnet, das die von der Fabel anvisierten Verlegenheiten der Museumsleute auf den Punkt bringt. Samt Hinweis, dass das Europäische Kulturerbejahr 2018 auf deutsche Anregung unter dem Slogan „Sharing Heritage“ stehen wird. Was würde ein solches geteiltes Erbe schließlich besser zum Ausdruck bringen, als im Gegenzug zu den afrikanischen Beständen in europäischen Museen die Mona Lisa mit Afrika zu teilen, sie also zum Beispiel in Bangoulap auf dem Territorium der Bamileke zu zeigen. Vollmundige Parolen beim Wort zu nehmen ist ein gutes Verfahren, sie auf die schwer handhabbaren Widersprüche zusammenschrauben zu lassen, denen sie sich verdanken. Als Wink an die Planer des Berliner Humboldtforums kann man das natürlich auch verstehen. HELMUT MAYER

Freier Eintritt für alle, überall

Arno Bertina über politisch korrekte Museumspolitik

Im Frühjahr 2016 schicken kamerunische Häuptlinge ein Schreiben an die Direktion des Musée du Quai Branly. Sie fordern darin, dass Angehörige des Volks der Bamileke freien Eintritt in das vor zehn Jahren eröffnete Museum afrikanischer und ozeanischer Kunst erhalten. Es sei nicht einzusehen, warum Bamileke dafür bezahlen sollten, die dort ausgestellten drei Werke ihrer Vorfahren zu betrachten. Da man in Paris nicht reagiert, folgt einige Monate später ein zweites Schreiben: Sollte es mit dem freien Eintritt nichts werden, sei man gewillt, bei der Unesco einen Antrag auf Restitution der drei Werke des bamilekischen Kulturerbes zu stellen. Das Stichwort „Restitution“ und der Verweis auf die internationale Kulturinstitution weckt die Museumsleitung. Bevor die Sache verwickelt wird, gewährt man den Bamileken im Frühjahr 2017 lieber freien Eintritt.

Jetzt haben die Kameruner gemerkt, dass die Franzosen einem Problem aus dem Weg gehen wollen. Also fordern sie zuerst, dass auch Wanderausstellungen für die Angehörigen der Nationen, aus denen die gezeigten Kunstwerke stammen, freizugänglich sein sollen. Etwas später kommt noch die Forderung nach kostenlosen Visa hinzu, und die französischen Kulturbeamten sind zunehmend entnervt. Die Angelegenheit kommt nun sogar vor Gremien der Europäischen Union, wo man sie wieder an die Mitgliedstaaten zurückverweist. Die nun auch schon genervten Italiener verfallen darauf, für ihre Landsleute den freien Zutritt zum Louvre zu verlangen, wo ja schließlich nicht wenig Kunst ihrer Vorfahren hänge. Die Kameruner legen mit der Forderung nach, als Ausgleich des in Europa gezeigten afrikanischen Menschheitsbesitzes Bestände aus europäischen Kunstsammlungen in Afrika zu präsentieren. Und im Frühjahr 2019 ist es dann so weit, Frankreich zerschlägt den verwickelten Knoten und fordert freien Eintritt für jedermann für alle kulturellen Orte.

So geht die Fabel, die der französische Autor Arno Bertina erzählt. Es ist eine Geschichte über die kaum auflösbare Schwierigkeit, den allen hochgestochenen Grundsätzen politisch korrekter musealer Präsentation gehorchenden Umgang mit dem Erbe kolonialer Vergangenheit zu finden. Deshalb ist das Musée du Quai Branly, seit kurzem auch nach seinem Initiator Jacques Chirac benannt (F.A.Z. vom 15. Juni), der naheliegende Auslöser. Die Ausweitung auf alle Kunstmuseen, welche die Geschichte vornimmt, ist dabei nicht ohne Witz, besonders viel Mühe macht sich der Autor bei ihrer Ausgestaltung allerdings nicht.

Dafür hat die Berliner Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy ein bündiges Nachwort beigezeichnet, das die von der Fabel anvisierten Verlegenheiten der Museumsleute auf den Punkt bringt. Samt Hinweis, dass das Europäische Kulturerbejahr 2018 auf deutsche Anregung unter dem Slogan „Sharing Heritage“ stehen wird. Was würde ein solches geteiltes Erbe schließlich besser zum Ausdruck bringen, als im Gegenzug zu den afrikanischen Beständen in europäischen Museen die Mona Lisa mit Afrika zu teilen, sie also zum Beispiel in Bangoulap auf dem Territorium der Bamileke zu zeigen. Vollmundige Parolen beim Wort zu nehmen ist ein gutes Verfahren, sie auf die schwer handhabbaren Widersprüche zusammenschrauben zu lassen, denen sie sich verdanken. Als Wink an die Planer des Berliner Humboldtforums kann man das natürlich auch verstehen. HELMUT MAYER

Arno Bertina: „Mona Lisa in Bangoulap“. Die Fabel vom Weltmuseum.

Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Bénédicte Savoy. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2016. 76 S., geb., 12,- €.

Plädoyer für eine Justizreform im Jenseits

Gespräche mit den Toten: Sibylle Lewitscharoff schickt in ihrem problematischen neuen Roman „Das Pfingstwunder“ Dante-Forscher in den Himmel

Immer waren Sibylle Lewitscharoff die Toten nahe. Der Roman „Apostoloff“ (2009) schilderte die Fahrt zweier Schwestern nach Bulgarien, sie bringen die Toten (unter ihnen der Vater) in die alte Heimat. „Auf Jenseitsfahrt“ war der Erzähler in dem Roman „Consummatus“, voller Erinnerung an seine verstorbene Liebe. Dass die Schriftstellerin früher oder später auf die „Göttliche Komödie“ stoßen musste, ist also folgerichtig: Es ist die einzige Dichtung der Weltliteratur, in der – abgesehen von Dante – überhaupt nur Tote auftreten; eine Jenseitsreise durch Hölle, Fegefeuer und den Himmel.

Man kann Dante von der Seite der epischen Integrationsleistung her betrachten und staunen, welche Verschmelzungen ihm gelungen sind. Die christliche Sicht des Jenseits steht an erster Stelle. Dann aber gliedern sich ein der gesamte Gehalt des antiken Mythos wie der antiken und alttestamentlichen Geschichte, die Theologie, der Kosmos mit seinen Planetensphären, wie er sich damals den Menschen darstellte, die politische Zeitgeschichte mit ihren Schurken und ein privater Liebesmythos: Beatrice. Dies alles von einem Dichter, der, anders als Homer und Vergil, „Ich“ sagt. Und alles herrlich und verherrlichend. Im Epos ist das Jetzt das Immer, und das Hier ist die Welt – das wissen wir eigentlich erst seit Dante.



Italienische Illustration zu Dantes Inferno: Die Flammen auf den Füßen müssen schlechte Päpste erdulden. Foto United Archives

Sibylle Lewitscharoff schlägt den umgekehrten Weg ein. Sie widmet sich den einzelnen Personen, deren Dante in der Hölle und im Purgatorium ansichtig wird. Sie sind scharf umrissen, und sie äußern sich offen über ihre Verfehlungen. Hier glückt Lewitscharoff eine Beobachtung, die weit trägt: Die Wirkung der nordische Mensch mit seinen Empfindungen und seinen Sünden erst einmal ganz in sich bleibt

und allein ist, wird im Süden Dantes alles gleichsam öffentlich. „Es handelt sich um einen göttlich durchblendeten Realismus, in dem alles in einem neuen Licht erscheint, sei's verzerrt oder schönheitsstrunken. Der Glaube schraubt sich in die Poesie hinein.“

Aber haben wir es wirklich mit einem Roman zu tun und nicht eher mit einem Lektüre- und Reflexionstagebuch? Sibylle Lewitscharoff hat gute und starke Einsichten, aber oft genug gerät die Erzählung zu einem Abhaspeln der Sekundärliteratur und zu ausgreifenden Assoziationen zu Beckett und Dostojewski. Der eigentliche Plot ist nun folgender: Bei einem Kongress von Dante-Forschern in Rom, an Pfingsten 2013, werden 36 Personen, Gelehrte nämlich, aber auch Personal der Tagungsstätte, in den Himmel entrückt, bevor sie noch zum Paradies hätten kommen können. Von dem Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin ist ein Bonmot überliefert: Wenn der Deutsche an einen Wegkreuzung kommt und zwei Wegweiser sieht, der eine deutet „Zum Paradies“ und der andere „Zum Vortrag über das Paradies“, dann weiß er, wohin er geht. Nicht so hier.

Weil – für den Leser – die strenge Abfolge der Gesänge entscheidend ist (sonst würden in Deutschland gerade mal siebzehn Leute dieses Buch verstehen), muss Sibylle Lewitscharoff zu der Fiktion grei-

fen, auch der römische Kongress habe hübsch der Reihe nach Canto für Canto behandelt. Es mag beckmesserisch klingen, aber so verlaufen wissenschaftliche Tagungen nicht. Sie orientieren sich an autonom gestellten Fragen, nicht an der vorgegebenen Gliederung eines Buches. Aber nur die Kongress-Idee erlaubt die allzu lockere Verbindung der Lektüreeindrücke mit etwas, das nun „Roman“ heißt. Und so ist „Das Pfingstwunder“ ein Debakel der Gestaltung. Was ein Essay hätte werden müssen, halb autobiographisch, halb objektiv-forschend, wurde sehr mühevoll und künstlich in eine fiktionale Literaturform gebracht.

Manches ist auch phrasenhaft wie aus einem Mädchenroman der frühen sechziger Jahre: „blitzgescheit“ und „putzmunter“ sind die Leute; fast staunt man, dass Beatrice nicht plötzlich als Trixie hereinschneit. Der Witz eines Gelehrten ist einmal „sardonisch“, auf der folgenden Seite „sprühend“.

Leicht kann man bei dieser Kritik übersehen, dass der Roman ein echtes Zentrum hat. Es handelt sich um Sibylle Lewitscharoffs Kampf mit Dante um die Gerechtigkeit. Sie, die in ihrer Jugend Sozialistin war, plädiert für eine Justizreform mindestens der Hölle. Dass sich dort Selbstmörder und Homosexuelle finden, fordert ihren Protest heraus. 36 sind es,

die in den Himmel entrückt werden, von 36 Gerechten, die zu jedem Zeitpunkt auf der Welt leben, weiß die jüdische Mythologie.

Aber auch eine schlechthin großartige Passage über die Natur der Wahrheit, in die die Forscher aufgenommen werden, findet man: „Im Saal der Malteser kam sie von oben, riss die Gesichter zu sich empor, brachte erst Stummheit, dann Wörter, Gedanken, Bilder hervor, denen nichts Kleinliches und Dummes und vor allem keine Niedertracht mehr anhaftete. Sie wurde von einem Sehnsuchtswind getragen, den der Flügelschlag eines Engels erzeugte. Sie war von leuchtender Schönheit und legte ein nachtschwarzes Gewand um. Vergangenheit und Zukunft waren darin verwoben. Sie phosphoreszierte und irrlichterte im Dunkel der Nacht, strahlte hell im erleuchteten Saal. Sie kam rasch und stellte die Zeit still, und doch lud sie zum Verweilen ein.“

Gottlieb Elshimer heißt der Romanist, der uns die Geschichte erzählt. Ohne Frau und Kinder lebt er in Frankfurt. Sein Privat-Totem ist das Bild eines Widders über dem Schreibtisch. Er ist nach dem Wunder erkrankt, sein Körper ist seither bleischwer, die Glieder gehorchen ihm nicht mehr ganz, in einem Bein meldet sich ein Zittern und geht nicht weg. Dieser Erzähler ist aber auch ein wohlmeinender

Tropf. Wenn er an Dantes Verbannung denkt, kommen ihm die gestrandeten Flüchtlinge auf Lampedusa in den Kopf. Soll er einen bei sich zu Hause aufnehmen? Erst denkt er an eine schöne Südländerin, vielleicht mit Kind, er wäre auf seine alten Tage noch ein guter Familienvater. Aber wird man ihm eine Frau zuweisen? Und mit Kind? „Bleibt also nur ein Mann. Den Mann will ich aber plötzlich nicht. Der hört leierige Musik aus dem Kofferradio oder pflanzt sich vor meinen Fernseher und will Dschungelcamp schauen. Oder er betet ständig auf der Matte im Bad. Beim Essen packt er die Ellenbogen auf den Tisch und stochert mit der Gabel in der Luft herum.“ Das ist als Satire unübertrefflich: Der Akademiker, der von der eigenen Grobherzigkeit gerührt ist, nur praktisch geht es jetzt leider nicht.

Sibylle Lewitscharoff ist eine reiche Natur, sie bringt viel etwas. Nur diesmal keinen Roman. LORENZ JÄGER



Sibylle Lewitscharoff: „Das Pfingstwunder“. Roman.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2016. 350 S., geb., 24,- €.